

Nachwort

Mein Vater ist der Sohn eines Banater Schwaben, den seine Wanderjahre nach Siebenbürgen geführt hatten und der dort in Hermannstadt als Meister sesshaft geworden war. Ich habe meinen Großvater ebensowenig wie die Großmutter gekannt. Sie starben vor meiner Geburt. Aber das Haus am Kleinen Ring steht noch, wo einst die Werkstatt lag. Von dort zog mein Vater hinaus in ein viel weiteres Leben. Er lernte den Buchhandel in seiner Heimatstadt, ging dann als Ladengehilfe nach Salzburg ins Österreichische, kehrte aber bald nach Siebenbürgen zurück, das ja niemand ohne Not dauernd verläßt. Mit einem anderen jungen Mann gründete er in Kronstadt eine Buchhandlung. Der Partner war unzuverlässig. Vater wandte ihm den Rücken und wurde Beamter in der damals nahe der Stadt neu errichteten Zuckersabrik. Bald rückte er in führende Posten auf; von der Leitung des großen Unternehmens trat er erst in hohem Alter zurück. Seine erste Frau hinterließ ihm zwei Kinder, von denen der Sohn als Jüngling starb. Die zweite Frau wurde 1898 meine Mutter. Sie stammt aus uranfängiger Kronstädter Familie und heiratete meinen Vater, der schon nahe den Vierzigern war, in jungen Jahren.

Meine Kindheit entfaltete sich, umhütet von der gefühlstiefen und opfermutigen Liebe der Mutter, von

der Heiterkeit, dem beweglichen Geiste und der Güte des Vaters. Unübersehbar war das Feld meiner Spiele, ein großes Haus, ein großer Garten, Äcker, Wiesen und Weiden, so weit man blickte; eine ganze kreisende Hochebene, die im Südosten riesenhaft umschlossen ist von den Karpaten, auf den anderen Seiten von den siebenbürgischen Binnenlandhöhen. Die Felder, in deren Mitte sich die Fabrikssiedlung erhebt, sind sommers überströmt von Segen und Frucht; winters eisig, blau vor Schnee und geheimnisvoll still. Doch hörte man mitunter die Kirchenglocken der Dörfer, die in der Runde liegen, der deutschen Gemeinden, der rumänischen und von sehr ferne das Geläute der ungarischen im Szeklerland. Winterlich war für mich auch das Rattern der Rübenwagen, Fluch und Schrei der Fuhrknechte, die in drei Sprachen um das Vorfahren stritten. Winterlich war das Pochen der Maschinen, von denen alle Fenster der Siedlung wochenlang klirrten, bis schließlich die Ernte verarbeitet war und die Landstraßen gefroren im Flockenfall lagen. Dann rückte alles fremde Leben doppelt fern von der Siedlung ab, nur die Stille des Ostens war da und das gleichmäßige Heulen der Passstürme, die sich von Rußland her zwischen den Karpaten hindurchbohrten und wehten.

Mit meiner etwas jüngeren Schwester wuchs ich in diese vielsprachige, vielrassige und bunte Heimat hinein, ohne mir über ihre Mannigfaltigkeit Gedanken zu machen. Ich schwang doch selbst darin. Hinter ihr gebot eine Lebenshaltung, die auch das Gegensätzliche fügsam einordnete. Indessen gehörte Siebenbürgen damals zu Ungarn. Selbst in meine Kindheit kam die Kunde davon, daß Budapest alles ungarisch machen wolle; und dazu knirschte ich mit den Zähnen. In der Um-

gebung waren die wesentlichen Leistungen deutsch. Hunderte von Kilometern rundum keine landwirtschaftliche Kultur, die mit der unserer Bauern vergleichbar wäre, deutsch das entscheidende Bild der Stadt, der Dörfer, der Burgen und Kirchenburgen. Der Landstrich ist bis 1876 vollständig deutsch verwaltet worden, sehr viele Jahrhunderte lang. Die Ungarn konnten hier nicht wie an manchen anderen Stellen das Eigenleben der Völker beseitigen, sie vermochten bloß die Oberfläche anzukraken und sich selbst den Keim zur Zerstückelung zu legen.

Ich ging in die ungarische Fabriksschule, deren Lehrer, ein Deutscher, mich allein am Nachmittag deutsch unterrichtete, und da lernte ich wirklich etwas, während mir die gemeinsamen Schulstunden kaum mehr hinterließen als Erinnerungen an seltsame Lehrmethoden und an dicke Gerüche.

Eines Tages gehörte ich dem evangelischen Hontesrusgymnasium in Kronstadt an, hatte deutsche Lehrer, deutschen Unterricht und wurzelte bewußt ein in die Lebenswelt meines Volksstammes, dessen Geschichte unerhört groß ist. Von unseren Schulbänken her zeigte sich uns auch die Stadt deutsch. Mit den Ungarn und Rumänen, die es reichlich darin gibt, kamen wir gesellschaftlich nur selten in Verbindung, doch spielten sie in die Umwelt unseres Lebens hinein. Auch hier schien die Vielfalt selbstverständlich bis auf den Schulinspektor, der ein abtrünniger Deutscher war und den die ungarische Regierung verwendete, um unsere Schulen zu beaufsichtigen; an ihm und seinesgleichen erkannten wir die Probleme unserer Zukunft, knirschten wieder mit den Zähnen, verachteten mehr als wir haßten. Unsere Prügeleien mit ungarischen, sehr selten mit

rumänischen Jungen waren demgegenüber zwar in Flügen heftig national durchschäumte Angelegenheiten, doch höchst natürliche und notwendige Knabengefechte, darin sich eine gegenseitige ehrliche Anerkennung unserer Eigenart ausdrückte.

Heimweh nach der Stille der Fabrikfiedlung litt ich sehr; erst in den höheren Klassen gelang mir ein völliges Einschmelzen in die Schultradition, die an diesem Gymnasium das Schülerleben von jeher gesund regelte.

Ich war noch in der Schule, sechzehn Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Er veränderte unser Jugendleben zunächst kaum. Aber er weitete uns innerlich. Wir sahen aus dem wachen nationalen Empfinden der Volksdeutschen jede Schlacht als die unsere, wir spürten die Weltwende, wir wollten dabei sein. Im Jahre 1916 durfte ich in die Armee eintreten; mit dem Reisezeugnis in der Tasche rückte ich zu den von mir gewählten Tiroler Kaiserjägern nach Bocklabruck in Oberösterreich ein. Ich fuhr quer durch die österreichisch-ungarische Monarchie, um an den Gestellungsplatz zu kommen. Ich kreuzte mehrere Welten, bis ich mein Ziel erreichte. Aus dem deutsch gestalteten, naturhaft deutsch-rumänisch-ungarischen Gebiete meiner engeren Heimat fuhr ich durch rumänische binnensiebenbürgische Landschaften, durch die ungarische Tiefe, durch ungarisch-slowakische, schließlich durch rein-deutsche Gegenden, aber überall galt eine maßgebende geistige Urform, die alte österreichische, die deutsche. Ich nahm sie damals als eine Selbstverständlichkeit. Ich wußte noch nicht, welche ungeheure Leistung des deutschen Volkes dahintersteckt, daß es den europäischen Osten jahrhundertlang gestaltete, ohne dessen Völker

zu entrechteten. Ich spürte aber die Brüchigkeit des erstarrten politischen Systems.

Es folgte eine lange Soldatenzeit, Blut und Kameradschaft, Niederbruch, Veränderung der Landkarte, Verfall und Wiedererwachen der Deutschen, Unruhe Europas; all dies erlebte ich und erkannte, daß den Deutschen im Osten noch immer, für jede Zukunft, eine Aufgabe verbleibt: die alte Aufgabe, in Leistungen und Gesittung Europas und unseres Volkes Werte zu aller Segen zu bewähren. Es ist unsere Kultur, die dort in den zahllosen Tälern und Ebenen, in landschaftliche Sprachen übersetzt, Völker bildet und dem Gemeinamen zuordnet.

Der weitere Gang meines Lebens war wenig bewegt, wenn auch nicht langweilig. Nach dem Zusammenbruch und fast drei Jahren Frontdienst wurde ich, als Siebenbürgen zu Rumänien kam, in dessen Heer eingegliedert und machte den Feldzug 1919 gegen das bolschewistische Ungarn mit, eine für mich wichtige Zeit, weil ich dabei nicht bloß das ungarische, sondern auch das rumänische Volk sehr genau kennenlernen konnte. Ich spürte das Grauen, das die Roten in der Pustta hinterlassen hatten, ich sah viel Weite, viel Niedrigkeit. Die Welt war bunter als in dem Grau des Weltkrieges. Nachher stürzte ich in das Erlebnis Deutschland.

In Deutschlands schwerste Zeit, in Deutschlands bewegteste Stadt kam ich, nach Berlin, und blieb hier während meines ganzen Studiums. Es ist hierüber nicht viel zu sagen. So weglos, wie jeder Kriegsteilnehmer damals in Deutschland war, von Problemen und Ideen überslutet, hin und her gerissen, suchend, empört, hoffend — war auch ich. Ein Weg durch

Labyrinth. Aber nun lösten sich nach den ersten Schüsengrabenfrüchten meines Dichtens, das früh auf der Schulbank begonnen hatte, immer reicher die Erlebnisse in das Wort ab. Ich schrieb einen Roman, der mit der Unbeherrschtheit der Jugend gleich alle sieben Welträtsel zu lösen unternahm. Als er keinen Verleger fand (ein wahres Glück für mich!), brachte ich zunächst in Siebenbürgen 1923 (seit 1938 in München) einen kleinen Roman „Attilas Ende“ und eine Novelle „Wälder und Laternenschein“ heraus, die einiges Aufsehen machten. Die Novelle ist inzwischen einem im Reich erschienenen Novellenband eingereiht worden. Es folgten Geschichtensammlungen, eine Monographie Kronstadts, Gedichte und viele Aufsätze.

Es war mir mit einigen Freunden inzwischen bewußt geworden, daß das Kriegserlebnis, dessen Gewicht für unser Dasein wir fühlten, auch unsere Zeit umgestalten und den Maßstab dafür abgeben werde, ob das deutsche Volk Siebenbürgens widerstandsfähig genug sei. Denn vermochte es, den uns ja selbst noch nicht klar aussprechbaren Kern unserer Kriegswandlung in sein Wesen aufzunehmen und sich daran zu erneuern, so war es nicht verloren. Darum entschloß ich mich schon in Berlin, nur eines in der Heimat mit aller Kraft zu erstreben, die Gründung einer Zeitschrift als Sprachrohr unseres Erlebens.

Die Monatschrift „Klingsor“, die ich 1924 mit einem Freunde schuf und zwölf Jahre lang leitete, war ein Ausdruck der gesamtdeutschen inneren Entwicklung und eine junge Stimme im volkspolitischen Kampf Siebenbürgens. Meine Brotberufe wechselten. Die Zeitschrift aber festigte sich, überstand manche Not, riet und stritt, übernahm früh die Ideen der Er-

neuerung aus dem Reich und faßte alle wirklichen Leistungen im deutschen Volkstum Rumäniens zusammen, besonders auf dem Gebiet der Literatur, Kunst und der weltanschaulichen Entscheidung. Als ich mich 1936 entschloß, fortan nur der Dichtung zu leben, legte ich sie in andere Hände.

Derweil hatte sich mein schriftstellerisches Werk vermehrt. Es wurde auch im Reich nicht übersehen, und so flocht sich, unterströmt von Heim, Frau und Kindern, der Kreis meines Lebens aus der Heimat in den größeren deutschen Wirkungsraum hinein, den ich von Anbeginn weiter ausgespannt sah als viele Vinzendeutsche jener Tage. Ich erkenne unser Volk, wo immer es siedeln mag, als eine gottgewollte Einheit des Fühlens und der schöpferischen Arbeit, als Träger der reichhaften Sendung für unseren Erdteil, der zu dienen auch ich geboren wurde. Deshalb gehört es zu meiner dichterischen Aufgabe, unser Menschentum in seiner Wesenhaftigkeit und zugleich in seiner, von mir mannigfach erlebten Verbindung mit den Menschen anderer Völker zu verkünden, dem Acker, den Gebirgen und den Sternen nicht fern.

Vor etlichen Jahren übersiedelte ich nach Oberbayern, um ungehindert schaffen zu können. Später kehre ich wohl wieder in die Heimat zurück, die sich nun, da der zweite Weltkrieg die Reichsbeauftragung der Deutschen mächtig erneuert, aus der Vereinsamung erlöst, der alten Verbundenheit mit dem europäischen Kernraum annähert.

In einem meiner Romane — in „Zwischen Grenzen und Zeiten“ — schilderte ich, wie die einstige, aus der Reichsausstrahlung geschaffene Ordnung im Südosten vor und im ersten Weltkrieg durch die Aufspal-

tung Oesterreichs versank. Ich wußte aber, daß sich die gültige Ordnung in gewandelter und zukunftsstärker Form nur vom Reich her auch hier wieder durchsetzen werde. Meine Gewißheit erfüllt sich im Saatsgang des Krieges, des dritten, der mich zum Soldaten, nun zum reichsdeutschen, machte.

Ein Teil meines Werkes hängt mit den Daseinsfragen unserer Zeit zusammen, die ich, bestimmt durch Herkunft und Schicksal, Jahr um Jahr als geschichtsträchtig erlebte, was sie für die vielgeprüfte und fruchtbare Generation, der ich angehöre, stets gewesen ist. Dieser Weltverbundenheit gestaltend nachzuspüren, ist mir Leidenschaft, die — wie ich hoffe — dennoch mein Dichten niemals von den zeitenthobenen Werten abzog, denn wie die Not des Volkes und der Glanz seiner Bewährung ein Thema ist, würdig der schwersten Bemühung, ist es auch die unendliche Landschaft des menschlichen Herzens im Wechsel der ewigen Urgefühle und die Erahnung des göttlichen Waltens.

Heinrich Zillich